

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Band: 21 (2014)
Heft: 239

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine touristische Erkundung in die Vergangenheit

Es ist Nacht geworden und nach einem feuchtheissen Tag jetzt angenehm warm am Kwai-Fluss. Sanft schaukelt das Floss des Riverside-Guesthouse im träg dahinfließenden, breiten Strom, vom geschäftigen und lärmigen Treiben in der thailändischen Provinzhauptstadt Kanchanaburi ist hier nichts zu hören. Nordwestlich, flussaufwärts, leuchtet eine Girlande aus Lampen in kitschigen Farben und bildet so eine nächtliche Horizontlinie. Die Beleuchtung, wird mir erklärt, gehöre zur «Brücke am Kwai», dem Ziel unserer Reise. Die Brücke ist durch den gleichnamigen, 1957 gedrehten Film von David Lean mit Alec Guinness und William Holden in den Hauptrollen zur Legende geworden. Die Vorlage zum Film lieferte dem Regisseur das fünf Jahre zuvor erschienene Buch des Franzosen Pierre Boulle (1912–1994) *Le Pont de la Rivière Kwai*.

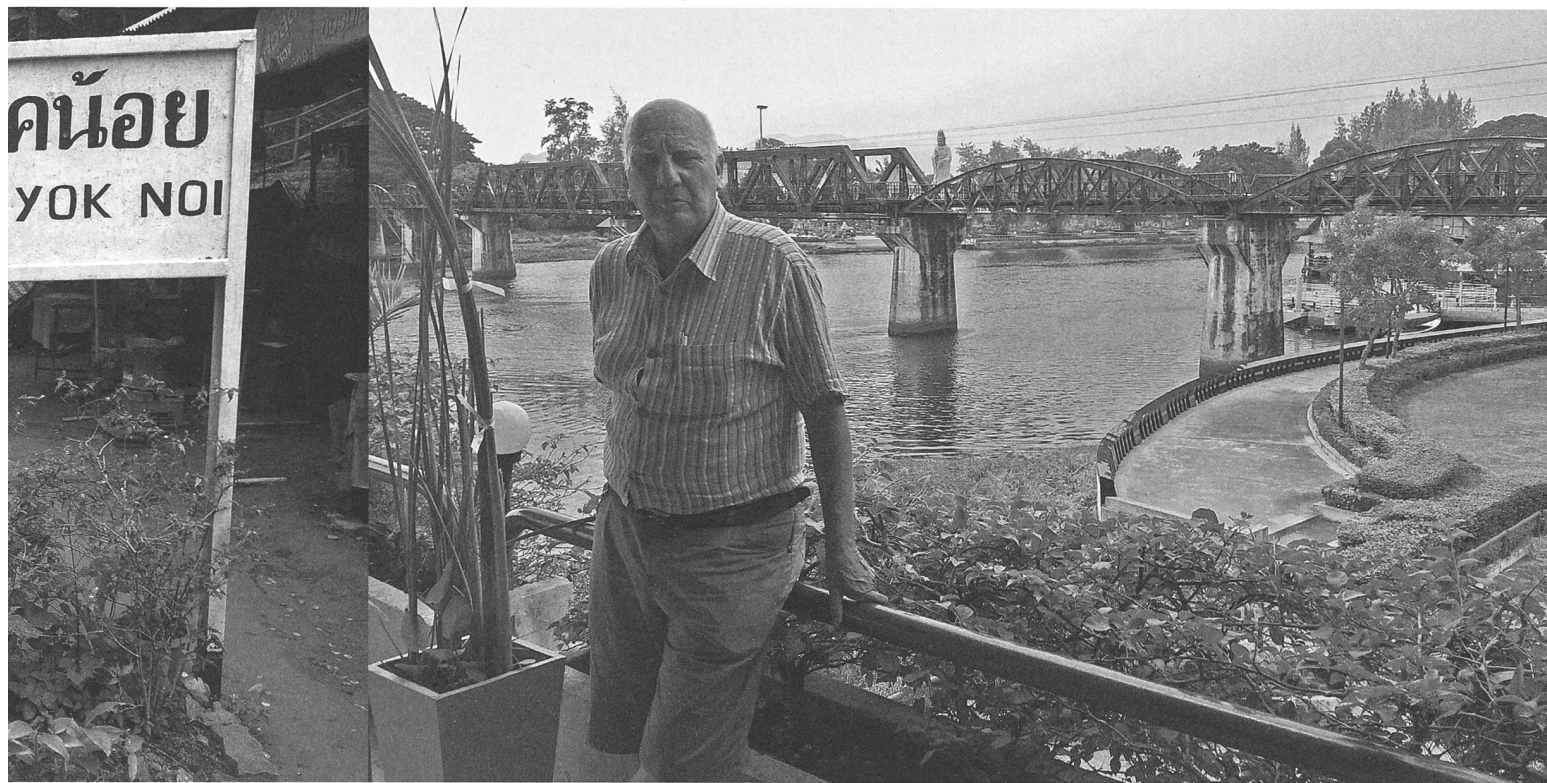
Am folgenden Morgen bringt der Augenschein eine ernüchternde Erkenntnis: Die Stahlkonstruktion der heutigen Brücke entspricht nicht derjenigen im Film. Diese, werde ich aufgeklärt, wurde nämlich als Holzkonstruktion eigens für den Film aufgebaut, der aber nicht hier, sondern in Sri Lanka gedreht wurde. An diesem Morgen und den ganzen Tag über herrscht ein emsiges, touristisches Treiben am Platz vor der Brücke und in den umliegenden Restaurants und Souvenirläden. Die Stimmung ist fröhlich, ja aufgekratzt. Strassenhändlerinnen bieten Ansichtskarten, Broschüren und allerlei Krimskrams an, über die Brücke rattert, meist voll besetzt, ein Touristen-Bähnchen, es wird eifrig fotografiert. Das Flussufer vor und nach der Brücke säumen Flossrestaurants, die zum Teil mit Schmuckläden kombiniert sind. Ich erstehe eine Broschüre und erfahre so einiges über den Bau der «Todes-Eisenbahn» und der dazugehörigen Kwai-Brücke.

Im Juni 1942 begannen die Japaner mit dem Bau der 415 Kilometer langen Eisenbahnlinie, die vom westlich



von Bangkok gelegenen Nongpladuk, Kreuzungspunkt mit der Singapur-Linie, nach Thanbyuzayat im damaligen britischen Burma, heute Myanmar, führte. In nur sechzehn Monaten wurde die Trasse durch unbewohnte Dschungelgebiete, über reissende Flüsse, durch enge Schluchten und über die Hellfire- und Three-Pagoda-Passübergänge vorangetrieben. Dieser fast unglaubliche Kraftakt kostete rund 100'000 von etwa doppelt so vielen eingesetzten und weitgehend aus der Geschichte verschwundenen «Romusha» (asiatische Zwangsarbeiter) und mindestens 16'000 von insgesamt gut 68'000 alliierten Kriegsgefangenen das Leben. Die Arbeits- und Lebensbedingungen waren unmenschlich. Es gab nur einfache Werkzeuge, die Arbeiter litten an Unterernährung und Krankheiten wie Cholera oder Malaria, sie wurden terrorisiert, misshandelt oder – falls nicht mehr arbeitsfähig – auch umgebracht. Mit Kriegsende demontierten die Briten die Verbindung nach Burma, 1947 hob Thailand weitere Teile der Linie auf. Heute ist sie nur noch 130 Kilometer lang und endet, 77 Kilometer westlich von Kanchanaburi, in Nam Tok. Alliierte Bomber zerstörten 1945 die ursprünglich zwei Kwai-Brücken, die heutige Stahlbrücke bauten die Japaner zwei Jahre später als Reparationsleistung wieder auf.

Abseits des touristischen Rummels rund um die Brücke kommt es an vielen Stellen zur Begegnung mit der Vergangenheit: Mehrere, von Veteranenverbänden sorgsam gepflegten Kriegsgräberstätten und Monumente erinnern an das Leid und Elend der beim Bau der «Todes-Eisenbahn» Umgekommenen, und selbst der Besuch der buddhistischen Kao-Pun-Meditationshöhle nahe Kanchanaburi endet in einer mit Fotos und Erinnerungsstücken ausgestatteten ehemaligen Gefangenenbaracke. Gleich neben der Brücke befindet sich das private «World War II Museum». Der Besuch wird zum bizarren Erlebnis, denn hier mischt sich Vie-



les: grellbunte religiöse Wandbilder, thailändische Weisheiten, eine Darstellung der Menschheitsentwicklung, alte Schreibmaschinen, die Geschichte der thailändischen Briefmarke und weitere Objekte mit zum Teil drastischen Fotos aus der Kriegszeit, ein Sarg mit menschlichen Überresten, starr und feindlich blickende Puppen japanischer Soldaten und Offiziere in Originalgrösse, Kriegsdokumente, ein Brückenmodell oder eine alte, auf dieser Linie eingesetzte Dampflokomotive. Dazwischen und hinter Glas gesichert befindet sich eine Zusammenstellung von alkoholischen Getränken in allen möglichen Arten, dazu verschiedenste Zigarettenpackungen, Keyboards und zwei Mao-Figuren auf einem Podest. An der Tür hängt ein Zettel, der vor Alkohol-, Tabak- und Musikkonsum warnt und davon abrät.

Auf dem kleinen Bahnhof in Nam Tok beginnt am folgenden Nachmittag die gut vierstündige Zugreise nach Kanchanaburi. Es gibt nur Holzklasse, der Zug rattert gemächlich durch die grün wuchernde tropische Landschaft und macht Halt an allen Stationen. Über die erzwungene Meisterleistung in diesem Abschnitt, das halbsprecherisch einer Felsklippe entlang führende, auf hölzernen Stelzen stehende Wang-Pho-Viadukt, fährt der Zug im Schritttempo. Kurz später steigt eine Gruppe junger Französinen und Franzosen zu. Beim nächsten längeren Halt turnen sie auf den Geleisen herum, posieren für Fotos, singen, schminken und küssen sich. Die Geschichte der «Todes-Eisenbahn» scheint sie nicht zu interessieren oder – ein mich bekümmender Gedanke – sie wissen gar nichts davon.

Der Lärm im Abteil verhindert vorläufig die weitere Lektüre zweier Bücher; demjenigen von Pierre Boulle, das ziemlich verstaubt wirkt und, bezogen auf Asiatinnen und Asiaten, nicht frei von rassistischen Untertönen ist, und dem bewegenden, 1995 erschienenen *The Railway Man* von Eric Lomax (1919-2012). Lomax, ein schottischer Eisen-

bahnenthusiast, arbeitete als Kriegsgefangener beim Bau der Eisenbahn mit. Er wurde wiederholt schwer gefoltert und litt psychisch und emotional fast fünfzig Jahre unter den Folgen. 1995 konnte er endlich den bei den Folterungen mitwirkenden Übersetzer Takashi Nagase (1918–2011) ausfindig machen. Er bewegte ihn zu einem Treffen auf der Brücke, versöhnte sich mit ihm, baute sogar eine Freundschaft auf und konnte sich in der Folge mittels seines Buches freischreiben. Inzwischen ist daraus ein Film mit Colin Firth und Nicole Kidman in den Hauptrollen entstanden. Typisch für Hollywood geht Regisseur Jonathan Teplitzky recht freizügig mit den Fakten um. Und auch er klärt, eine weitere Ernüchterung, nicht darüber auf, dass der Fluss, über den die Kwai-Brücke führt, eigentlich Mae Klong heisst. Die Thailänder nannten ihn, den ständigen Nachfragen der Touristen müde geworden, und um Buch und Film zu entsprechen, 1960 kurz entschlossen in Khwae Yai (Kwai-Fluss) um.

Richard Butz, 1943, ist Publizist und Kulturvermittler (kleinaberfein.sg) in St.Gallen.
Fotos: Urs Bachmann

Quellen und Infos:

The True Story of the Death Railway & The Bridge on The River Kwai, nur erhältlich in Kanchanaburi.
Pierre Boulle: *Die Brücke am Kwai*, deutsche Neuauflage im Anaconda Verlag, Köln 1952.
Eric Lomax: *The Railway Man*, bisher nur in Englisch, Vintage Paperback, London 2014.
Die beiden Filme sind als DVD erhältlich, Vergleiche zu den Büchern von Boulle und Lomax gibt es zum Beispiel auf: historyvshollywood.com/reelfaces/railway-man/.

Rapperswil-Jona Rapperswils Tate Modern



Die neue Alte Fabrik in Rapperswil-Jona. Bild: zurich.com

Was haben WCs mit Kultur zu tun? In Rapperswil-Jona ziemlich viel. Denn dort, wo die Geberit jahrzehntelang Spülkästen fürs stille Örtchen herstellte, wird heute der Kultur gehuldigt: In der Alten Fabrik sind seit März das neue Kulturzentrum und die Stadtbibliothek untergebracht.

Die neue Alte Fabrik kann sich sehen lassen: Nur die Fassade ist gleich geblieben, innen ist alles anders, grosszügig und durchdesignt. Die Architekten haben den historischen Bau mit einem gläsernen Aufbau und einem grossen Fenster im ersten Obergeschoss versehen – als repräsentative Öffnung zur Stadt hin. Keine Frage: Der ehemalige Industriebau ist das neue kulturelle Wahrzeichen Rapperswil-Jonas. Die Tate Modern der zweitgrössten St.Galler Stadt sozusagen.

In der lichtdurchfluteten Eingangshalle lässt es sich stilvoll Kaffee trinken und in Magazinen blättern; das Bistro serviert auch warme Speisen und Sonntagsbrunches. Die Ausstellungshalle wird regelmässig mit moderner Kunst bespielt, und im Fabriktheater gastieren Kleinkünstler sowie die Talkrunde «Freitags in der Fabrik» mit der Rapperswiler Journalistin Barbara Bürer (Sendung «Nachtwach», Fernsehen SRF), eine Koproduktion der Alten Fabrik und der Stadtbibliothek.

Im Obergeschoss schliesslich befindet sich die 1000 Quadratmeter grosse, loftartige Bibliothek. 40'000 Medien stehen zur Auswahl; ausleihen können sie die Nutzerinnen und Nutzer selber über modernste Terminals – an Spitzentagen sind es rund 1'400 Medien. Acht PC-Arbeitsplätze mit kostenlosem Wlan stehen zur Verfügung, ebenso eine beachtliche Auswahl an Zeitungen und Zeitschriften. Die Bibliothek als sogenannter dritter Ort – hier scheint es zu funk-

tionieren. Der Charme des ehemaligen Industriebaus ist stets präsent: Der Boden aus Bitumen-Gussasphalt erinnert daran, dass hier einst keine Bücher auf ihre Abnehmer warteten, sondern Spülkästen.

Die Geberit hat in Rapperswil übrigens klein angefangen: 1874 eröffnete Caspar Melchior Albert Gebert aus St.Gallenkappel in der Altstadt am Engelplatz einen Spenglereibetrieb. Seinem Sohn gelang 1905 die Herstellung des ersten mit Blei ausgeschlagenen Holzspülkastens. Seit 1918 stand das Fabrikgebäude an der Falkenstrasse, der heutigen Klaus-Gebert-Strasse, 1962 wurde es stillgelegt. Die stark gewachsene Firma zog in die Industriezone von Jona. Heute beschäftigt das Unternehmen weltweit rund 6200 Mitarbeiter, im letzten Jahr machte die Gruppe einen Umsatz von 2291,6 Millionen Franken.

Die Idee, das Stammhaus der Geberit in ein Kulturzentrum umzuwandeln, stammt von Jürg Gebert. Doch dazu sollte der kunstverständige Architekt nicht mehr kommen. 1990, wenige Monate nach seinem Tod, wurde die Gebert-Stiftung für Kultur gegründet, um die sich seither Jürg Geberts Witwe Christa kümmert. Schliesslich machte der Stadtrat im Rahmen der Fusion von Rapperswil und Jona 2007 der Geberit-Stiftung den Vorschlag, die neue Stadtbibliothek in der Alten Fabrik einzumieten. Ein kluger Zug. Die Fusion von Fabrik und Kultur, WC-Spülkästen und Büchern, hätte idealer kaum ausfallen können.

Tatjana Stocker, 1970, arbeitet bei der Zürcher Bildungsdirektion und als freie Journalistin; sie lebt in Rapperswil-Jona.

PERSPEKTIVEN

Schaffhausens Gassen hören nicht selten den Vorwurf, menschenverlassen und lahm zu sein. Wer aber am Samstagnachmittag über den Fronwagplatz geht, begegnet einem ganz anderen Bild – und begibt sich auf einen sozialen Spiessrutenlauf. Informationsstände (oder Fehlinformationsstände) spriessen aus dem Pflasterstein. Religion, Politik bis hin zu simpler Werbung pflanzt sich in Form von konfrontationsfreudigen Aktivist_innen auf den Platz – der ohnehin nicht allzu gross ist.

«Sind Sie Christ oder nur getauft?», steht auf einer kleinen Broschüre, die an einem der Stände verteilt wird. Das Heftchen gerät auch an den regenbogenfarbigen Stand, der zweimal im Jahr auf dem Fronwagplatz steht. «Tauschen wir doch», schlägt die Dame der christlichen Organisation vor und sackt einen Flyer ein von Queerdom, dem schwul-les-bischen Verein Schaffhausens. Gesagt, getan: Jesus-Zettel gegen queeres Aufklärungspapier.

Am 11. Oktober spannte Queerdom zum ersten Mal mit den LGBT-Gruppierungen Wilsch (Winterthur) und Hot (Thurgau) zusammen, um in der Munot-Stadt eine Aktion zum alljährlichen Coming-out-Tag auf die Beine zu stellen. «Wie reagierst du, wenn ein Mitmensch aus deinem Umfeld sich als homosexuell outet?», fragten die LGBT-Aktivist_innen Personen, die zufällig auf dem Herrenacker rumspazierten (und die zuvor vermutlich schon von der Christengruppe, den Grundeinkommen-Befürworterinnen und diversen Umweltschutzorganisationen angesprochen wurden).

Manche Reaktionen auf die Aktion lasen sich wie eine Homophobie-Persiflage. «Gott hat nicht Adam und Hans geschaffen.» – «Vor hundert Jahren war auch noch niemand schwul.» – «Seid ihr so was wie die anonymen Alkoholiker?» An der Pinwand allerdings erfuhren die drei Organisationen Unterstützung: Smileys, Herzli und ermutigende Worte sind auf kunterbunten Notizblättern zu sehen.

Die Infostände von Queerdom gehören zu den wenigen LGBT-Aktivitäten, die in Schaffhausen zu finden sind. Das Wort «homo» treffen wir dort vorwiegend in Form von Pseudograffiti und Teenie-Beleidigungen an. Nicht, dass dies in anderen kleinen (und grossen!) Städten besser wäre; aber selbst in provinzielleren Orten gibts entsprechende Jugendgruppen, die in der Munot-Stadt nicht existieren. Den meisten queeren jungen Menschen in Schaffhausen – das sind, man glaubt es kaum, weitaus mehr als dreissig Nasen – ist der Wunsch gemein, möglichst bald in die grosse Welt hinauszuziehen; und sei es bloss in die nächstgrössere Stadt.

Das soll nicht mehr so sein, irgendwann. Drum stellt sich die Frage, ob der Homophobie genug entgegenge wirkt wird, indem am Samstagnachmittag ein paar Passant_innen freundlich angesprochen werden. Wie bekämpfen wir Diskriminierung effektiv? Mit lauten Protesten? Mit höflichen Gesten? Und was fordern wir überhaupt – Akzeptanz oder bloss Toleranz? An die farbige Pinwand schrieben manche auch einfach: «Mir egal.» Bleibt die Frage, ob diese Haltung das Ziel oder das Problem ist.

Anna Rosenwasser, 1990, schreibt für die «Schaffhauser Nachrichten» und das Kulturmagazin «Coucou».

Auch Komatöse haben Stoffwechsel. Das wissen nicht nur Ärzte, sondern auch Veranstalter wie die der Weinfelder Wega oder der Olma. Strub dem Alkohol Frönende, die gezielt die Lampe oberkant füllen, heissen ja nicht umsonst Komasaüfer. Schon Newton wusste in anderem Zusammenhang: «What goes up must come down.» Miktion heisst der Fachbegriff fürs Pinkeln. Es gibt da keine Wahlfreiheit. Alle müssen. Anlass zur vertiefteren Unruhe gibt aber jüngst die Frage, wo mann (vor allem) und frau dies jenseits des heimischen Klos tut, dieses wilde Wasserlassen.

Zugegeben, nicht sehr appetitlich. Sollten Sie das hier im Saiten zum Zmorge lesen: Lesen Sie im Zweifelsfall später weiter. Man muss nicht Mitglied beim Bund der Steuerzahler sein, um zu wissen, dass Vorkommnisse, die im öffentlichen Raum als Problem eingestuft oder dargestellt werden, schnell Geld kosten. Entweder werden Kosten über Steuern sozialisiert («Polizeiaufstockung jetzt!») oder abgewälzt (Olma-Bratwurst mit Security-Zuschlag neu 9.80 Franken). Immer aber wird jemand sowas finanziell oder politisch kapitalisieren wollen.



So macht man das ordeli: Hiphopper am Openair Frauenfeld 2011. (Bild: Rolf Müller)

Dieses Jahr ist das Wildpinkler-Bewusstsein besonders ausgeprägt. Das Phänomen kennt natürlich jede Hundsverlochte mit Bierausschank. Aber nicht an jedem Waldfest muss mit zivilen Schnüfflern rechnen, wer sich in die Büsche schlägt. Zu diesem Mittel hat 2014 die Wega gegriffen, nachdem private Uniformkräfte im Vorjahr die Stoffwechsel-Dämme nicht ganz zu halten vermochten. Das will man sich nicht vorstellen: Erleichterung in einer dunklen Ecke, man plätschert, ein Unbekannter tritt dazu und sagt amtlich: «Urinieren Sie etwa?»

Pinkel-Fahnder zu sein ist sicher kein lässiger Job. Aber irgendwer muss es ja tun. Private eher, weil die richtige Polizei grundsätzlich die falsche Besetzung für die Jagd auf Urinöre ist. Kein Kerngeschäft. Gleichwohl kann sie sich aber auch nicht entziehen – denn wo besoffen enthemmt an Ecken geschifft wird, sind Sachbeschädigungen und Körperverletzungen und Medien nie weit. Die Mobilmachung tönt dann in der Reportage der «Ostschweiz am Sonntag» zur Olma so: «Alle paar Meter stehen Mitarbeiter der Securitas mit Hunden, Polizeiwagen fahren durch die Strassen, und auch private (...) Sicherheitsleute sind auszumachen.»

Fehlt nur noch die Armee. Was bedrohlich daherkommt wie ein Bericht aus Syrien oder die vierte Staffel von «Homeland» – sind Volksfeste. Wir sind das Volk. Meine Güte. Ein Bier, bitte.

Rolf Müller, 1967, ist Redaktor bei thurgaukultur.ch.

Vorarlberg

Kultur, «spannend»

In der Vorarlberger Kulturszene gibt es derzeit ein paar Veränderungen, die merkliche Auswirkungen haben könnten. Es ist aber genauso gut möglich, dass die neuen Besen auch nicht besser kehren als die alten und im Grunde alles bleibt, wie es ist. Das Ergebnis der Landtagswahlen im September, bei denen die konservative Volkspartei zum ersten Mal ihre absolute Mehrheit in Vorarlberg verlor, hatte Verschiebungen in der Ressortverteilung der Landesregierung zur Folge, so dass es jetzt einen neuen Landesrat für Kultur gibt. Das Kunsthaus in Bregenz bekommt einen neuen Leiter, weil der bisherige Direktor Yilmaz Dziewior zum Museum Ludwig in Köln geht, und von den Bregenzer Festspielen hat sich der Intendant David Pountney, dessen Inszenierungen und Stückauswahl Jahre lang das Bild dieses Festivals prägten, mit der vergangenen Saison verabschiedet.

Am wenigsten Veränderungen dürften vom neuen Kulturlandesrat zu erwarten sein. Christian Bernhard ist nämlich zu diesem Amt gekommen wie schon mehrere seiner Vorgänger: Man hat es ihm zugeteilt, ohne dass er sich darum gerissen hätte. Der Presse sagte Bernhard, dass seine Vorlieben bei Musik und Musiktheater lägen, und zum Thema bildende Kunst: Diese bewirke mehr, als viele dächten. Was das genau bedeuten soll, bleibt unklar, aber die grosse Tageszeitung stimmte der Aussage gerne zu. Und Bernhard nannte das Kulturressort «einen spannenden Bereich». Von Literatur war offenbar nicht die Rede, vielleicht gut bei jemandem, der das Wort «spannend» verwendet. Bei Bernhards letzten drei Vorgängern lief das mit dem Zuschanzen der Kultur auch nicht anders, davor gab es zweimal Glückstreffer in der Politpostenlotterie, also zwei Kulturlandesräte mit einem echten Interesse an Kultur. Vielleicht erweist sich Bernhard auch als Glückstreffer, alles ist möglich.

Neuer Direktor des Kunsthauses wird der Kunsthistoriker Thomas Trummer, seit 2012 Leiter der Kunsthalle Mainz. Die finalen Hearings fanden übrigens am Flughafen Zürich statt, wahrscheinlich, weil Bregenz nur in einem James-Bond-Film einen eigenen Flughafen hat. Am Programm wird sich vermutlich nicht viel ändern, es werden wohl weiterhin beharrlich die grossen Namen des Kunstmarktes präsentiert werden. Mir wären ja die grossen Namen der Kunst lieber, aber ich räume ein, dass die Ansichten des Publikums darüber, was Kunst, was eher Kunstgewerbe und was überhaupt nur Hype ist, bei den Zeitgenossen weit auseinander gehen.

Bei den Bregenzer Festspielen hatte der Fliegende Engländer David Pountney als Intendant und Regisseur dem Spiel auf dem See seine sehr eigene Charakteristik aufgeprägt, hier wird also früher oder später ein Wandel zu bemerken sein. Was der Kulturlandesrat jetzt zu tun hat, ist ihm von den «Vorarlberger Nachrichten» schon ausgerichtet worden: Er muss mehr Subventionen für die Festspiele verlangen. Er selbst hielt nämlich das «Kennenlernen sämtlicher Institutionen» für seine erste Aufgabe, aber so bescheiden darf er die Sache nicht angehen.

Kurt Bracharz, 1947, ist Schriftsteller und Übersetzer in Bregenz.



In meiner Tätigkeit als Dolmetscherin und Vereinspräsidentin hatte und habe ich mit Flüchtlingen aus unterschiedlichsten Regionen und Kulturen zu tun. Alle hatten eines gemeinsam und das war, dass sie zur Flucht gezwungen wurden – gegen ihren Willen. Aus diesem Grund ist das Leben eines Immigranten respektive Flüchtlings sehr schwierig und oft auch traurig. Es gibt auch sogenannte Wirtschafts-Immigranten, die aus wirtschaftlichen, finanziellen, aber auch aus Bildungs-Gründen ausgewandert sind. Diese zwei unterschiedlichen Arten von Immigranten sind in ihren Beweggründen und in ihrer Verfassung verschieden und weisen auch unterschiedliche Merkmale auf.

Die Flüchtlinge haben oft Schwierigkeiten, sich in die neue Umgebung einzuleben, die Sprache zu lernen, Arbeitsplätze zu finden und Teil der Gesellschaft zu werden. Sie sind oftmals von Traumata begleitet, welche durch Leid und Elend in ihrer Heimat verursacht worden sind. Der Alltag ist sehr rau und stressig, und ohne Unterstützung von aussen versinken die Flüchtlinge in der Gesellschaft. Danach neigen sie oft dazu, auf die schiefe Bahn zu geraten. Um diesem Trend entgegenzuwirken, sollten sie möglichst beschäftigt sein mit Aktivitäten. Die Jugendlichen sind oft sportfanatisch und diese Vorliebe für Fussball und Sport kann genutzt werden, um sie von den Strassen fernzuhalten. Im Somalischen Integrationsverein der Ostschweiz haben wir eine Sportabteilung für Mitglieder jeden Alters. Sie nehmen regelmässig an Fussballtrainings teil und freuen sich sehr über diese Abwechslung.

Die Not, flüchten zu müssen, auf Grund von Krieg oder anderen lebensgefährdenden Bedingungen, kann jedem Menschen widerfahren, und keiner wünscht sich jemals, in eine solche Situation zu geraten. Deshalb sollte man einfühlsam sein und den Mitmenschen helfen, sofern es möglich ist. Wir sollten immer im Hinterkopf behalten, dass niemand aus Vergnügen flüchtet und die gewohnte Umgebung verlässt. Oftmals steckt eine schlimme und tragische Vergangenheit dahinter. Aus diesem Grund sollte man den Dialog suchen und die Mitmenschen besser kennenlernen. Auf der anderen Seite ist es auch für die Einheimischen nicht leicht, mit «fremden» Menschen zurechtzukommen. Es ist für beide Beteiligten eine schwierige Angelegenheit, mit der Situation fertig zu werden.

Leyla Kanyare, 1971, kam 1991 aus Somalia in die Schweiz, ist Mutter, Dolmetscherin, Gründerin und Präsidentin des Somalischen Integrationsvereins der Ostschweiz (SIVO). Sie lebt in St.Gallen und schreibt monatlich in Saiten.